

Vom Erinnern und Erzählen

Von Thomas Keilhack

Obwohl wir unsere Scheu vor diesem stillen Ort nie ganz ablegten, bezogen wir den ehrwürdigen Gemeindefriedhof ohne Zögern mit ein in unseren großartigen Abenteuerspielplatz, der unser Dorf für uns war. Allerdings verließ uns nie der Respekt vor der Bestimmung dieses Ortes, wenn wir durch die Reihen der Gräber schlichen – wir wussten, was sich gehörte. Außerdem funktionierte die soziale Kontrolle auch auf dem Friedhof: wir mussten immer damit rechnen, dass irgendjemand gerade die Blumen auf einem der Gräber mit frischem Wasser versorgte, während er uns mit misstrauischen Blicken verfolgte.

Wir waren zwar nicht gerade gut Freund mit ihm, aber mit der Zeit entstand zwischen dem Totengräber und uns ein gewisses Gewohnheitsverhältnis; er duldete unsere Anwesenheit, wir dagegen hielten uns weise zurück. Wir verfolgten gespannt seine anstrengende Arbeit, nicht weit weg vom Rande der tiefer werdenden Grube hingekauert, und wenn die ersten lehmverschmierten Knochen einer älteren Bestattung zum Vorschein kamen und mit Schwung auf den Haufen der bereits ausgehobenen Graberde befördert wurden, wurde uns doch ein wenig anders. Aber unsere Neugierde auf das makabre Tun war so stark wie unsere Bewunderung für die Flüche des Totengräbers, die immer „sakramentischer“ wurden, je tiefer sein schwitzender Kopf in der entstehenden Grube verschwand. Er wiederum mochte es, uns mit nachdenklicher Miene zu betrachten, wenn er bei einer seiner Pause zu seiner Bierflasche griff, um dann nur wieder zum x-ten Male wissen zu wollen, „wem wir eigentlich gehörten“ und welchen Beruf unsere Väter denn so hätten. Wenn dies alles zu seiner Zufriedenheit abgeklärt war, schuftete er unverdrossen weiter, und in der nächsten kleinen Pause stützte er sich wieder auf seine Schaufel und versorgte uns Kinder mit seinen Sprüchen, wenn ihm danach war. Wir waren ein dankbares Publikum.

„Ihr seid auch noch mal dran, ihr Lausbuben, genau wie der, der morgen hier ins Loch kommt. Heute mir, morgen dir. Bildet euch bloß nichts ein!“ Wir musste damals von seinen Sprüchen beeindruckt gewesen sein, andernfalls hätte sich mir dieses „heute mir, morgen dir“ in dieser Form nicht in meiner Erinnerung erhalten. (Dieser Spruch war übrigens damals in Frakturlettern auf die

Außenseite der Torpfeiler geschrieben, von wo sie in klassischem Latein die eintretenden Besucher nachdenklich stimmen sollten: „Hodie mihi, cras tibi“, ein weiteres Beispiel dafür, wie vor den Veränderungen des II. Vatikanischen Konzils die Berührungängste mit dem Latein im öffentlichen Raum noch nicht so ausgeprägt waren.) Natürlich fanden wir das Benehmen des Totengräbers komisch, aber wir schätzten das Auftreten dieses Mannes, der im Dorf eher als schweigsam bekannt war, als unterhaltend und anregend.

Was kümmerte uns der Tod? Was ging uns das Sterben der anderen an? Gehört uns nicht die Zukunft? Die Geradlinigkeit unseres kindlichen Denkens sowie die tägliche Erfahrung eines nach vorne gerichteten jungen Lebens sorgten dafür, dass wir Tod und Vergessen für die anderen reservierten.

Gegen Ende der Arbeit wurde das Pickeln und Schaufeln mühsamer, die Pausen wurden länger. Wenn wir Glück hatten, so bekamen wir jetzt eine seiner Geschichten zu hören, Geschichten, die von niemandem aufgeschrieben wurden und längst vergessen sind: Kriegsgeschichten. Einige Bruchstücke sind mir in Erinnerung geblieben und sind mir vielleicht nur deshalb noch gegenwärtig, weil sie sich an das Erscheinungsbild dieses großen, hageren Mannes geheftet haben. Wenn ich diese Mosaiksteinchen aus meiner Erinnerung zusammensetze, so sehe ich einen jungen Soldaten eines badischen Feld-Artilliereregiments (schon bei dieser Einzelheit ist meine Erinnerung nicht zuverlässig), der zusammen mit seinen Kameraden im strömenden Regen die Pferde antreibt, die die aufgeprotzte Kanone über einen verschlammten Acker in Flandern ziehen („aufgeprotzt“: hat unser Freund diesen seltsamen Begriff damals benutzt?). Die Wege, die Bereitstellungsräume der herangeführten Truppenteile, die Stellungen und Schützengräben: das Soldatenleben an diesen Orten war bestimmt durch den plötzlichen Tod, der dem Sterbenden wenig Würde liess. Und auf jedem Weg, in jedem Laufgang, in jedem Unterstand fand sich dieser nasse Lehm und dieser zähe Schlamm, der das Leben der Soldaten zusätzlich zur Hölle machte. Einmal, als unser Freund Totengräber einen besonders langen, gut erhaltenen menschlichen Knochen aus dem matschigen Lehm eines frischen Grabes herausgezogen hatte und uns unter die Nasen hielt, da war es für unsere angestachelte Phantasie der gleiche schmutzig-gelbe Lehm, in den die Räder der Kanone aus seiner Erzählung den entstellten Leichnam eines zuvor gefallenen Kameraden hineindrückten und schmatzend begruben – so die grausigen Details seiner Erzählung.

Ich erinnere mich nicht, wie wir damals die makabren Einzelheiten aus seinen Geschichten in unseren Gemütern verarbeiteten; allzu sehr geschockt dürften wir aber nicht gewesen sein. Einmal hatte er uns grob beschimpft und war uns ein Stück nachgerannt, als wir uns schleunigst den Friedhofsweg hinab verdrückten: vielleicht waren diesmal unsere Reaktionen auf seinen Erzählstoff nicht angemessen genug gewesen; vielleicht hatten wir in einer Mischung von Betroffenheit und Verlegenheit mit einem dummen Jungenlachen auf seine Geschichte reagiert; der angebotene Lehrstoff und das verwendete Anschauungsmaterial waren nun nicht gerade kindergerecht.

In späteren Jahren bin ich noch öfters Geschichten und persönlichen Erlebnissen aus dem Ersten Weltkrieg begegnet. Meist waren es kurze, anekdotische Erzählungen aus der Zeit des Stellungskrieges im Westen oder der Feldzüge im Osten, fünfzig, sechzig Jahre zurückliegend. Wie wenn die vielen Jahre die Erinnerungen und zugleich die Sprechweise des Erzählers gemildert hätten, wurde meist in einem stillen, nachdenklichen, nicht zu überhörenden melancholischen Ton erzählt, der sich am Wirtshaustisch merkwürdig anhörte. Da wurde zuerst der gefallenen und vermissten Kameraden gedacht; auffallend war die landsmannschaftliche Verbundenheit in den einzelnen Truppenteilen. Natürlich gab es Geschichten, die der Soldatenromantik zuzurechnen waren, und dann gab es auch die Geschichten vom Verrat der Politiker; da schimmerte schon etwas Verschwörerisches, das Männerbündische durch, aus dem damals noch so viel Schlimmes heranwachsen sollte. Mit Anerkennung wurde von der durchaus noch vorhandenen Ritterlichkeit gesprochen, erlebt beim Feind wie bei eigenen Kameraden. In den Geschichten war die Zeit des Übergangs zwischen Krieg und Nachkriegszeit oft fließend, schliesslich kam der junge Friede mit seinem Massenelend oft unter die blutigen Stiefeln von Revolution, Aufständen und Freikorpskämpfen. Die Erinnerung an die eigene Misere wurde mehr in den Hintergrund gerückt und wurde gerne mit einer schnellen Handbewegung weggewischt, und die Frauen spielten in den Erzählungen kaum eine Rolle.

Auf wie viel gegensätzlichere Weise kamen dagegen die Geschichten aus dem Hitlerkrieg an die Oberfläche! Diese bekam ich fast ausschließlich im Familienkreis zu hören, so als ob sich der jeweilige Erzähler scheute, ausserhalb der kleinen Runde von Vertrauten – und noch ganz unter dem Eindruck der nicht lange zurückliegenden Katastrophe – von ihren Erlebnissen, Eindrücken, Schuldgefühlen oder Verstrickungen zu erzählen. Da war auch wohl viel

Scham im Spiel. Bei diesem „Erzählen“, das oft genug im vertraulichen „weisch no?“ seinen harmlosen Anfang nahm, ging es dann, oft unter der Wirkung von Alkohol, sehr schnell ans Eingemachte, dessen Wirkung sich niemand aus der Tischrunde entziehen konnte. Die Büchse der Pandora war geöffnet. Ich werde nie vergessen, wie sich die grausigen Bilder der Erinnerung auf den Gesichtern widerspiegelten; Hände wurden fahrig, begannen zu zittern, manchmal flossen Tränen, und die Pausen im Erzählfluss (der nicht immer logisch war) wurden länger, Hilflosigkeit und schweigende Fassungslosigkeit machten sich breit, und ja, auch Trauer. Rückblickend fällt mir besonders auf (wen wundert's?), dass mit den Erlebnissen aus der erlittenen Kriegsgefangenschaft der selbsterlebte Horror von der Front weggedrückt wurde. Der Schrecken und gleichzeitig der Abscheu vor der hochmechanisierten Kriegsmühle eines überlegenen Gegners, die den geleisteten Einsatz und die eigene Tapferkeit obsolet werden liess, war aus jedem Satz herauszuhören, als hätte nicht die Wehrmacht als erste von der Mechanisierung und dem totalen Krieg profitiert. Wenigstens wurde dann diesmal die ebenso totale Niederlage ohne Wenn und Aber akzeptiert. Da der letzte Krieg mit Bombenflugzeugen und den vorrückenden alliierten Truppen bis tief in die eigene Heimat wütete, vermischten sich Erzählungen aus dem Feld mit denen von der sogenannten Heimatfront. Hier zeigten sich die Frauen als einfühlsame und nachdenkliche Erzählerinnen, die mit erstaunlicher Detailkenntnis, aber in Gegenwart ihrer Männer mit offensichtlicher Zurückhaltung von den Bombennächten und der Arbeit in den Lazaretten erzählten. Während unsere Väter selten einen Grund sahen, uns aus ihrer Mitte zu verscheuchen, wenn auf die Kriegszeiten zu sprechen kam, sorgten unsere Mütter gerne dafür, dass unsere Kinderohren vom Hörensagen der erlebten Grausamkeiten verschont blieben. Als hätten wir nicht schon längst zu den Wissenden gehört.